

## Kurzgeschichte

# Hundsidee

A. Jens Koemeda

Nachdenken kann man überall. Aber nicht überall gleich gut! Zuhause, zum Beispiel, eher schlecht; Nachbarn, Telefonate, die Ablenkungen sind schlicht zu gross. Beim Autofahren? Besser. Allerdings auch nicht ideal! Höchstens auf der Autobahn, falls die Strecke leer ist. Und im Flugzeug? Viel schwieriger, zumindest für ihn, Conny; eine gewisse Angst reist doch immer mit und sie stört: beim Start, bei der Landung ... und lange, interkontinentale Flüge unternimmt er eigentlich nur selten.

Gut, er verrate es, wenn man es unbedingt wissen wolle: im Zug! Der Zug, erste Klasse selbstverständlich, ist nahezu der ideale Ort.

Dr. Cornelius Emanuel Peterhans, ein vor der Pensionierung stehender Apotheker mit homöopathischen Interessen und einem hobbyphilosophischen Hintergrund, gab gut und gerne seine Erfahrungen weiter. Da er schlagfertig war, musikalisch versiert – Klavier, Querflöte – und ein begnadeter Witzeerzähler, galt er als ein allgemein geschätzter Stammtischgenosse und auch als ein überall gern gesehener Gast. Was aber nicht unerwähnt bleiben sollte: Er war tolerant, immer gut bis bestens gelaunt und sehr galant. Übrigens: seit dreieinhalb Jahren Witwer.

Moment, gab es auch Schattenseiten?

Eigentlich nur wenige. Einzig erwähnenswert wäre vielleicht seine Ungeduld. Und, damit zusammenhängend, dass seine Stärke eindeutig beim Sprechen lag, denn als interessierter und konzentrierter Zuhörer hatte er nie ein vergleichbares Niveau erreicht. (Nur am Rande bemerkt: Beim abendlichen Rotweinkonsum – er bevorzugte französische Weine – schaffte er es nicht immer, die optimale Grenze akkurat einzuhalten; dass er allerdings zu seinem Auto begleitet und mit einem fremden Wagen nach Hause chauffiert werden musste ... bitte, das kam wirklich sehr selten vor!)

Ja, an seinem Stammtisch fühlte sich Cornelius Emanuel Peterhans, von allen Freunden Conny genannt, sehr wohl. Daheim aber auch!

Kein Wunder, denn sein Zuhause war gepflegt, luxuriös, ohne die Grenze des Arrogant-Anstössigen zu berühren, also wirklich schön. Der Grossbild-TV stand zwar in seinem Arbeitszimmer, er schaute jedoch nicht wahllos fern, neben den Nachrichten und politischen Kom-

mentaren schaltete er nur bei Kultursendungen ein und – bei schlechtem Wetter – bei Reiseberichten. Am häufigsten hielt er sich aber im Wohnzimmer auf, einem harmonischen, von einem befreundeten Innenarchitekten stilsicher eingerichteten Raum: dreiundvierzig Quadratmeter gross, also nicht unanständig riesig, wie man es heutzutage oft sieht. (Wenn man jetzt bedenkt, er hatte das Haus schon vor fast dreissig Jahren konzipiert – der Architekt hatte nur eine beratende Stimme gehabt – und vor achtundzwanzig mit seiner Familie bezogen, sieht man, dass er kein schlechter Planer war.)

Die Helligkeit und die Einrichtung des Wohnzimmers, der wichtigsten Räumlichkeit im Haus, bereiteten ihm immer viel Freude. Und nicht nur er, ebenfalls seine Freunde schätzten die Schlichtheit und die Ausgewogenheit dieses Zimmers und seine zeitlose Eleganz. Auch zwei erstklassig renovierte Antiquitäten schmückten den grosszügigen Raum, ein Schrank (Spätbarock, helles Kirschholz, das Originalschloss war noch vorhanden) und eine wertvolle Biedermeier-Schreibkommode (ebenfalls Kirschholz, mit dunklem Ebenholz reichlich verziert). Sonst aber nur moderne Möbelstücke, die allerdings, dank der damaligen guten Wahl, immer noch edel, repräsentativ und, ja, sogar sehr modern wirkten.

Zu behaupten, Emanuel Cornelius Peterhans habe Angst vor seiner Pensionierung, wäre anmassend, falsch, ja eigentlich dumm. Er schaute mit Ruhe und Gelassenheit diesem Lebensabschnitt entgegen und wusste schon jetzt, wohin er seine Energien und die neu gewonnene Zeit lenken würde: mehr lesen, mehr reisen und Vorträge an der Volkshochschule halten, falls wieder Anfragen kommen ... ja, das würden die wesentlichen Veränderungen sein, Verbesserungen könnte man eigentlich auch sagen. Was das Reisen betraf: Über Destinationen und Form (alleine, mit Freunden oder in kleinen kulturhistorisch orientierten Reisegruppen für Anspruchsvolle) mochte er sich vorläufig keine grosse Gedanken machen, denn mehr als zwei weitere Berufsjahre lagen noch vor ihm.

Wobei ... nur konsumieren wollte er als pensionierter Mann auch wieder nicht. Wie sollte es aber später konkret weitergehen, welches Ziel wollte er vor Augen haben oder zumindest ...

Korrespondenz:  
Dr. med. A. Jens Koemeda  
«Breitenstein»  
CH-8272 Ermatingen

welche Richtung müsste seine Kreativität einmal einschlagen, nein, das wusste er zu diesem Zeitpunkt noch nicht so genau. Übrigens: Das war oft das Hauptthema seines intensiven Nachdenkens. Und trotzdem, er war sich sicher, dass die optimale Richtung – auch im richtigen Moment – sich noch zeigen würde oder im wesentlichen schon gezeigt hatte.

Jawohl, er wollte, neben vielen anderen schönen Dingen, schreiben. Konkret: eine Biographie. Nicht primär für sich selber, sondern für Maya und Erika, seine beiden Töchter und ihre Kinder. Maya, die ältere, war bereits seit sechs Jahren verheiratet und ... oh, wie heisst ihr Jüngster? Es war ein Junge, das wusste er und auch, dass er knapp vier Monate alt war ... aber wie hiess er schon, um Gottes Willen, wie war sein Vorname?

Cornelius Emanuel Peterhans (nur von einigen bösen Spöttern und Neidern auch Cornelius Emanuel Eiertanz genannt) konnte sich nicht mehr erinnern – trotz guter Konzentration und der grössten Anstrengung. Und das beunruhigte ihn sehr.

Warum bloss schon wieder? Das Alter war es doch nicht. Ob das diesmal die vielen Namen der neuen Medikamente bewirkten? Etwas hatte bei ihm, sicher nur vorübergehend, seine Memorykapazität stark belastet, das heisst auch verringert: Die Kanäle waren voll. Hoffentlich war die lästige Blockade eine Sache von nur einigen wenigen Stunden.

Eine Biographie, ja, das würde vermutlich die Hauptrichtung sein. Später würden sich, nahm er an, noch weitere Möglichkeiten zeigen, ebenfalls Erweiterungen und Ergänzungen. Eine könnte er sich schon jetzt gut vorstellen: eine umfassendere Biographie, eine Familiengeschichte, zugleich aber auch ein lesenswertes und spannendes Zeitdokument.

Sein Vater, für ihn ein ganz wichtiger Mensch, wahrscheinlich wichtiger als die stille und in den letzten Jahren kränkliche Mutter, würde in diesem Familienbild eine zentrale Rolle spielen – wie er seinerzeit tatsächlich auch gespielt hatte.

Der Vater, der Vater! Kein reicher Mann, kein Akademiker, keine kreative und überschäumende Künstlernatur, aber ein guter und weiser Mensch. Ob es wohl einen Himmel gab, in dem die Seelen der Heimgegangenen ihr überirdisches Zuhause gefunden haben? Und Zeit und Musse dazu, um zuweilen auch hinunterzublicken, auf uns, die unruhigen, oft gehetzten und ewig unzufriedenen Erdenbürger?

Wer weiss! Freuen würde sich der Vater vermutlich schon, wenn er ihn, Conny, seinen ein-

zigen Sohn, im Wohnzimmer sitzend, sehen könnte.

Unkritisch darstellen oder unzulässig idealisieren würde er aber den Vater in seinem Familienbericht keineswegs. Er war doch auch ein Mensch mit vielen Ecken und Kanten gewesen, oft untolerant und irritierend besserwisserisch. Seine häufig erstellten und relativ detailreichen Prognosen – egal ob es sich um den Vietnamkrieg, den Prager Frühling oder die chinesische Aussenpolitik handelte – trafen allerdings selten zu ... was, genauer betrachtet, auch bei Conny der Fall war. Während seines ganzen Berufslebens hatte der Vater nie den sicheren, aber bescheidenen Rahmen seines Anstellungsverhältnisses verlassen, und er hatte den Sohn unermüdlich davor gewarnt, sich von diesem guten und soliden Boden zu entfernen.

Beim Aufstehen – sehr langsam übrigens – schmerzte ihn das linke Knie (milde Arthrose, schon seit Jahren, nichts Schlimmes). Er ging zum Fenster, das er, wenn Gäste da waren, konsequent «Panoramafenster» nannte ... was in jeder Hinsicht auch zutraf: über drei Meter breit, fast bis zum Boden reichend, südwestlich orientiert, also die ideale Himmelsrichtung und maximale Grösse.

Conny stand eine Weile regungslos vor der riesigen Glasscheibe, beobachtete das Tal und die hohen, noch wenig bebauten Hänge auf der anderen Seite; ebenfalls einen kleinen Ausschnitt des Sees konnte man in laublosen Monaten gut sehen. Dann ging er zu seiner Hausbar im Schrank und genehmigte sich ein Glas Patis, das er nur geringfügig mit Wasser verdünnte. Die milchig-trübe Flüssigkeit trank er langsam und genüsslich und betrachtete zufrieden das Wohnzimmer. Wirklich, ein sehr harmonischer Raum!

Eine wichtige Botschaft des Vaters hatte gelaftet: Wir sind keine Unternehmerfamilie, Conny. Weder von der Seite deiner Mutter noch von meiner ... nie gewesen; Peterhans waren immer sehr ehrliche, offene, uneigennützig ... aber eher stille Menschen. Das Unternehmertum – eine Prise Ellbogenmentalität gehört ja dazu – muss man im Blut haben ... sonst geht man früher oder später unter; als Beamte und Angestellte waren wir allerdings immer zuverlässig, kompetent und bei Vorgesetzten sehr geschätzt, also keine Hasardeure.

Hasardeur. Das Wort hatte sein Vater oft verwendet. Für einen Hasardeur aber hatte sich Conny nie gehalten. Als er nach viereinhalb strengen Berufsjahren seine gutbezahlte Stelle im Depot des Kantonsspitals aufgab, um eine mittelgrosse Apotheke mit problemloser Vorge-

schichte und gutem Ruf zu erwerben, glaubte er fest an seinen Erfolg.

Ganz anders der Vater. Der hätte natürlich helfen können, die finanziellen Mittel waren da, und Conny hätte sie damals auch dringend gebraucht ... nein, der Vater tat nichts dergleichen; keine Hilfe kam von ihm, denn – er war nicht nur enttäuscht, er war auch entsetzt über den fragwürdigen und risikoreichen Apothekenkauf des Sohnes. (Übrigens: Über ein Jahr trafen sich die beiden Männer nicht; Conny litt darunter, zugleich weigerte er sich aber standhaft, den ersten Schritt zur Versöhnung zu machen; schliesslich rief der Vater an. Allerdings: Auch später glaubte er nicht an das Unternehmertum seines Sohnes.)

«Ob mich mein Vater vom Himmel herunter heute sieht?» fragte sich Conny oft ... wo ich jetzt bin, wie ich hier lebe?

Er trat wieder ans Panoramafenster und schaute hinaus. Drüben, auf der anderen Talseite, oberhalb der Waldgrenze, lag in den tiefen Felsenmulden noch viel Schnee.

«Bezaubernd», «paradiesisch», das waren die häufigsten Worte der Besucher, die von dieser Stelle des Wohnzimmers aus den Blick ins Tal gegossen.

Conny stand noch zumindest zehn Minuten vor dem breiten Fenster und betrachtete lächelnd das Paradiesische. Sein Schmunzeln – kein freches oder aufgeblasenes Lächeln, eher ein sattes und zufriedenes – verschwand aber langsam aus seinem runden Gesicht, das ungewöhnlich jung wirkte und irgendwie nicht ganz zu dem schweren Körper passte.

Die Autos im Tal, drüben auf der Hauptstrasse, schienen winzig zu sein, sie waren aber gerade noch ausreichend sichtbar, damit man vom Fenster aus PKWs von kleinen Bussen und Lastern mit blossen Auge unterscheiden konnte.

Ob sie kommen werden, fragte sich Conny und schüttelte den Kopf. Er wusste es immer noch nicht. Am nächsten Wochenende wäre eigentlich Maya mit ihren Kindern an der Reihe. Da aber das angekündigte Telefonat von ihr – er

müsste doch etwas erfahren, schon wegen des Einkaufs! – nicht gekommen war, machte er sich langsam Sorgen.

Er könnte selbstverständlich, das wäre doch das Nächste und Logischste, kurz bei ihr anrufen ... er machte bereits erste Schritte auf die Schreibkommode mit dem Telefon zu, blieb aber gleich stehen; er kehrte zu seinem Panoramafenster zurück.

Nein, lieber nicht anrufen, entschied er. Obwohl ... es handelte sich hier um einen Grenzfall, gestern war er nämlich nicht immer gut erreichbar gewesen; vielleicht hatte sich Maya doch gemeldet, sein heutiger Anruf wäre also gut erklärbar und verständlich, wobei ... nein, nein, kein neuer Telefonversuch! Er wollte um jeden Preis vermeiden, dass sie sich kontrolliert oder gar bedrängt fühlte. Und er dachte sofort: Kein Problem, was an diesem Wochenende nicht geschieht, kann eine Woche später ohne weiteres stattfinden. Nur keine Eile!



Cornelius Emanuel Peterhans stand fast schon eine Stunde vor dem Fenster. Als die ersten Autos unten im Tal das Licht einschalteten – und von Maya immer noch kein Lebenszeichen –, verliess er das Wohnzimmer und ging ins Bad. Er wusch

sein Gesicht, kämmte sich sorgfältig und prüfte den Bartwuchs; heute hatte er sich ausnahmsweise nicht rasiert.

In einem kleinen Dorf, dachte er, als er sich auf die Klobrille setzte, wäre das Leben im Herbst und in den Wintermonaten nicht so einfach. Und er war nun sehr froh, dass er sich in einer kleinen Stadt niedergelassen hatte und dass es hier sein gemütliches Lokal mit dem runden Stammtisch gab.

Als er kurz danach wieder vor dem Fenster stand und hinauschaute, tauchte plötzlich die Hundsidee auf. Heute schon zum zweiten Mal!

Er sah es so: Er sollte sich unbedingt ein Tier anschaffen. Allerdings jetzt, wo er geschäftlich noch viel unterwegs war, wäre eine Katze vielleicht geeigneter – Katzen sind doch viel selbständiger und pflegeleichter als Hunde. Gott sei Dank musste er sich nicht sofort entscheiden, Zeit zum Überlegen gab es vorläufig genug.